

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 18 (1914)

**Artikel:** Die Marquardten [Fortsetzung]  
**Autor:** Baumgartner, Oskar R.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-572617>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 02.10.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Ei der Tausend, den will sie sogleich in einen Blumentopf stecken!

Und sie sitzt am Topf und wartet bis ein grüner Schimmer herausblüht. Das wird in einem Jahre geschehen. Dabei vergeht die Zeit. Und noch drei Jahre wird sie warten, dann blüht das Geschöpflein. Und so vergeht die Zeit. Und in zehn Jahren — o, sie hätte Geduld für hundert Jahre! — aber schon in zehn Jahren wächst ein Pfirsich daran. Ganz gewiß! Und das ist Giorgios Pfirsich, fast wie aus seinem Mund gewachsen. Den muß er wieder essen, damit sie den Stein bekommt, o ja, a rivederci, kein Zweifel, so geht es weiter und weiter. Lustig über ihr graues nasses Kurzelgesichtlein hüpfst dieser Traum, und behend wendet sich das kleine Frauelein und trippelt ins dunkle Haus hinein, um den schönsten ihrer vielen schönen Blumentöpfe auszulesen. In der fernen ungeraden Straße verschwindet der Zug auf einmal.

„Sie haben noch viel Zeit,“ murmelt der Capitano, „und pressieren so! Kurios, immer pressieren sie so! Das sind acht Familien. Im April waren es auch acht!“

„So viele!“

„Und letztes Jahr sind vierundliebenzig Menschen hinübergereist!“ Er deutete über den Monte Velino, wo nach seiner bescheidenen Globuskennntnis Argentinien liegen mußte.

Traurig gestimmt zog ich weiter. O Bernardino di Siena, sei froh, daß du das nicht siehst! Nicht einmal Brot hat dein Vaterland für seine Kinder mehr. Die halbe Welt müssen sie durchsuchen um eine Krume zum Sattwerden. Und das andere Brot, ohne das man bei allen Fleischtöpfen Aegyptens und Argentinens hungert, ach, Bernardino, wer gibt ihnen das andere Brot?

(Fortsetzung folgt).

## Die Marquardten.

Roman von Oskar G. Baumgartner, Glarus.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Also war auch im Marquardtenhause nach solchem Winter der Frühling wieder ein Eisbrechen und ein Auftauen aller Bächlein und Ströme der Hoffnung nach ihrem Meere. Das Jahr aber versprach Gutes, und die Blust war wie eine weiße Wolke über dem Obstgarten. Das Wetter war fruchtbar und ein göttlicher Wechsel von Sonnenschein und mildem Regen, und das Gras schoß bald wie ein dicker grüner Wald empor, sodaß die Bauern gen Kostniz Vieh kaufen gingen. Da führte denn auch der Marquardt eines Abends einen starken schwarzen Geißbock am Stricke das Land herauf nach seiner Hofstatt und freute sich seines Kaufes; denn er wollte wieder eine Zucht und eine Bauersame haben, und sollte es auch nur die eines Geißbauern sein.

Als die Marei andern Morgens die Stalltür öffnend des schwarzen Untiers gewahr ward, fiel sie ein heftiger Schreck an, daß sie zu zittern begann. Aber gleich schämte sie sich ihrer Angst, und wie zum Troste trat sie näher und fuhr dem Tiere, mit den bebenden Fingern es kaum berührend, über die wirren schwarzen Rückenzotteln, also daß der Bock mit kurzem eigenwilligem Rucke den Kopf seitlich senkte und die Marei roten feurigen Auges von unten her anglokte, wild, fremd, seltsam, daß sie unwillkürlich zurücktrat, unwillig fast — und da gedachte sie plötzlich eines Bildes aus ihrer Kindheit, das ihr einst der Vater in der alten Bibel gewiesen, so Satanas den Verführer darstellte, wie er in Gestalt eines schwarzen Bockes, aufrecht aus einem Busche lauend mit großen roten Augen, auf den Gang des Nazareners in die Wüste wartete, damit er ihn von der Höhe des Berges in den Abgrund stoße. Und wie sie da, des Bildes gedenkend, lächeln mußte, schlug sie doch wieder einmal das Kreuz und überfiel sie wieder einmal die Angst und die Ahnung. Der Bock aber glockte sie noch immer an, roten großen Auges, und zeigte das Weiße. Und dann schalt sie sich wieder töricht und abergläubisch. War sie denn nicht gestürzt und gestraft und gebüßt genug und Fastens satt, ob sie gleich nicht in der Wüste wohnte?

Mit solchen Gedanken wollte sie sich Angst und Ahnung aus dem Gemüte bannen, aber es wurde ihr schwer und gelang nur schlecht. Wie es nun einmal vielen Menschen gegeben ist, daß sie auf die Zeichen und Stimmen der Natur mehr als auf die Worte der Propheten gehen, so hatte sich auch von Stund an der Marei eine ganze Traurigkeit bemächtigt, daß sie oft vom Tode sprach und vom Sterben und die Kinder lehrte die „Todsangst“ beten.

Es war ein herrlicher Maien: die Blust ohne Hagel vorbei, das Gras früh und hoch, dazu wallte die Saat dick aus dem Boden wie die Wolle eines jungen Hundes. Die Bauern aber waren des vergnügt und froh, lachten und opferten zuweilen auch, heut in der Kirche, morgen im Leuen, wie's sich gerade traf. Da schossen auch dem Marquardt alte versteckte Hoffnungen wie Grasbüschel aus seinem Herzen wieder auf, daß er sie mit Liebe hegte und nährte, wie Kinder, und in die Kirchen lief, für sie zu beten.

Ein heller heiterer Heiligkreuztag war angebrochen, da sie vom ganzen Unterland und vom See junge Buchen- und Eschenstauden, mit Frucht und Aehren und Symbolen der Ernte aller Art behangen, gen Kreuzlingen wallfahren trugen zum Heiligenkreuzbild. Da hatte denn auch der Marquardt sich in aller Morgenfrühe aus dem Wald ein ragend Eschenstämmlein geholt und sich daraus einen „Balmen“ zurechtgeschmückt. Den wies er seinem Großen, dem Marquardtlein, und hieß ihn zugleich, der Ziege und der Kinder hüten und der Mutter gehorsamen, indes er für sie alle zum Heiligenkreuzbild wallfahren gehe. Denn im Grunde war er ein frommer Mann, und da der Tag schön und heiß war, dachte er einer guten Andacht und eines gesegneten Durstes und Weines teilhaft zu werden. Pfligten doch die vom See bei solcher Gelegenheit auch ihren „alten Roten“ zur Weihe vorzuführen.

Eine Stunde vor Vesper, als die Sonne etwas nachgelassen und die ob der Hitze wild gewordenen Fliegen sich müde gesurrt, schickte die Mutter das

Mineli mit dem kleinen Johanneslein und dem Mareieli auf die Wiese, da der Marquardtlein der Ziege hütete, die matt und laudend im Grafe ruhte und zuweilen ihres kleinen Hüters Hosens benagte, der da friedlich schlummernd neben ihr lag. Nur der Bernhardtlein war bei der Mutter in der Stube geblieben und spielte mit den blanken weißen Fädchen, die die Marei von Zeit zu Zeit von ihrem weißen Stättüchlein abschneidte. Eine wohlige Stille und Kühle strich durch die offenen Stubenfenster herein und durch den schattigen Raum, lagerte sich mattschimmernd über dem Schiefertisch und dem Rachelofen, hängte sich schwer und schläfrig an der Wanduhr langen Pendel, also daß er stiller ging und stiller, wie ein leis und langsam pochend Herz, das Träumen nachgeht, alten, längstverhallten, und bald weiß es kaum mehr, war dies alles einmal wahr oder Traum nur, leises Ticken eines müden Herzens. . . Maientage im hohen grünen Grafe, da der Blauhimmel still durch die Blüten schimmert und niederschaut und die Grillen und die Meisen singen und ein weiches Windchen über die Fluren streift nach Schmetterlingen, stäubendem Löwenzahn und roten Glückskäfern. Schwüle Sommertage, da das Korn brennt in der Sonne und die Sense in den Halmen rauscht, die Bremsen und die Mücken surren ums Gespann, eintönig, dumpf, und die Scheggen stampfen, schlagen langhin und unwillig ihre Schwänze um die Planken, daß es klatscht, und zucken mit den Ohren, auf dem Fuder aber wachsen Garben, daß es in den Aehren leise zittert, und das Fuder steigt, höher, höher . . . Leiser Donner brummt von weit herüber — noch einmal — Donner?

Die Marei war aufgefahren aus ihren Träumen, da — wiederum vernahm sie's — ein kurzes Rumpeln und Poltern, das aus dem Stall kam. Aufstand sie da jäh und stieß den Stickerahmen von sich, lief hinaus. Wie sie aber die Stalltür auf- und einen Blick in die Ecke tut, sieht sie den wilden schwarzen Bock in seinen Stricken verhängt, leblos, noch schwach aufzudehnd und krampfend. Mit dem Halse aber war er in einem Seile verhenkt, also daß ihm der Kopf schon zur Seite hing und die roten Augen weit aus ihren Höhlen traten und das Weiße zeigten. Die Zunge aber hing ihm lang und schlaff zum Maul heraus. Da sprang die Marei, ihren Schrecken meisternd, herzu, und mit der Schere, die sie beim Sticken stets an einem Bande bei sich trug, fuhr sie dem Bock an das mörderische Seil, es zu zerschneiden. Stark hielt es und zäh, und es vergingen bange Sekunden, bis es zermürbt ward, von der eigenen Gewalt und Schwere des Tieres riß und der Bock in die Streue sank. Bald aber begann er leise zu zittern, atmete leicht und kam zusehends wieder zu sich. Da wollte die Marei einen Dank zu Gott stammeln, aber er kam ihr nicht über die Lippen; die bebten wie zwei Buchenblättlein im Winde, das Herz stockte und surrte wie eine Uhr, die zum zwölften Schläge ausholt, und sie ward weiß und fahl wie eine Kirchenwand, wankte fühllos und mechanisch hinaus und hinüber zur Nachbarin. Die aber reichte ihr ein Gläslein belebenden Rischwassers. Wie die Marei aber des Trankes genossen, wallte ihr das Blut, wie ein wildes Wasser, alles erfüllend und erstickend, zum Herzen und

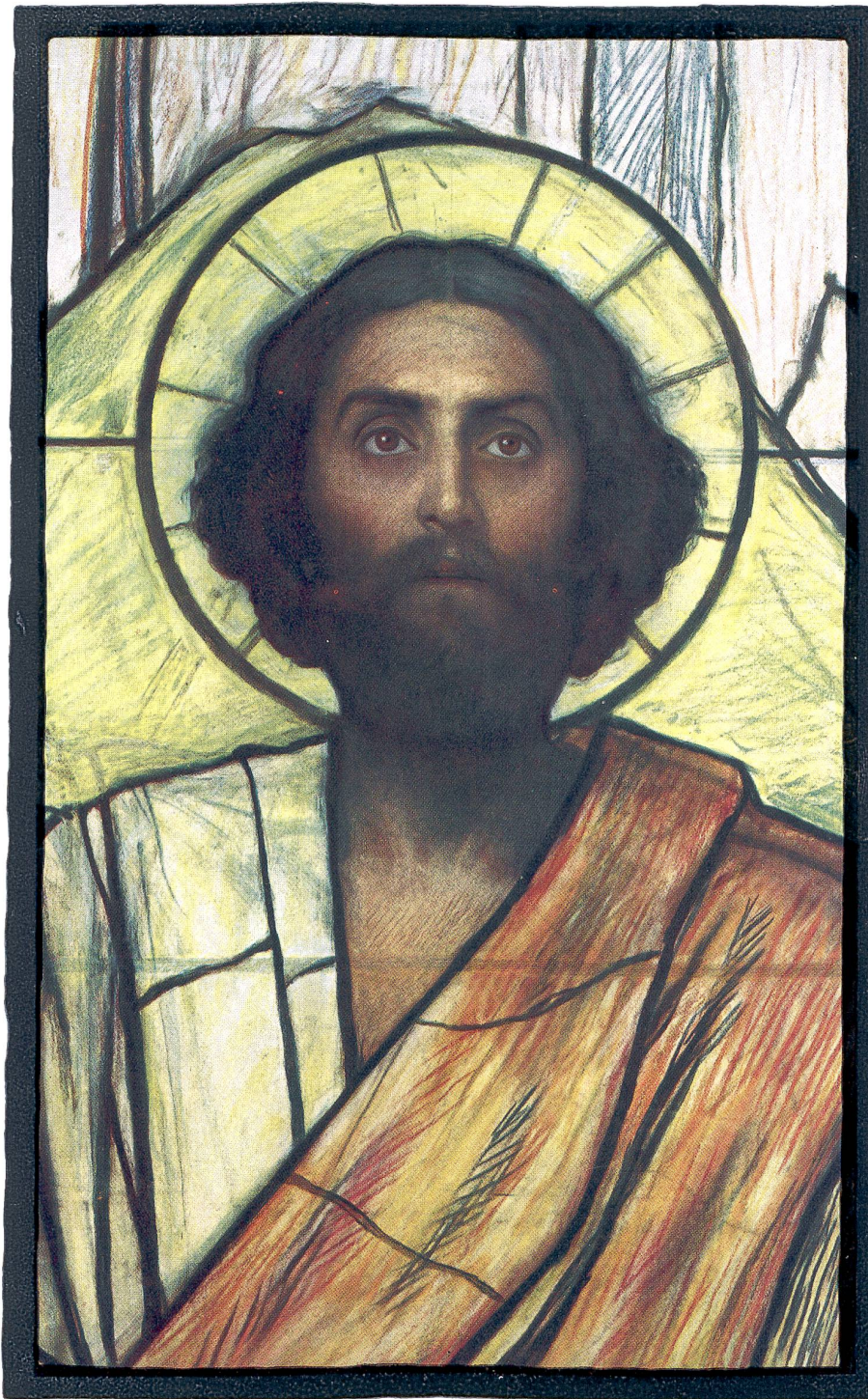
immer höher, die Brust herauf an den Hals und in springenden Wellen in den Kopf . . . Und dann auf einmal stand sie in ihrer Kammer auf der Schwelle, fühlte wie das Blut Welle um Welle von ihr abflutete und es still ward in ihr . . . Und dann vernahm sie durch die Stille plötzlich, wie von einer feinen zierlichen Silberuhr, ein leises Ticken, und das Ticken lag tief hinter ihren Augen in ihrem heißen Haupte, dort, wo der Sinn und das Leben sitzen, und das schlug, und sie zählte: „Eins, zwei, drei . . .“ und so fort bis zur Zwölft. Da aber gab's ein seltsam Geräusch, als von einer Feder, die springt, und ein feiner kleiner Stich, nicht größer als einer Nadel Spitze, durchfuhr ihren Kopf; dann vernahm sie nichts mehr . . .

Um Vesperzeit, da der Marquardtlein und das Mineli immer noch ihrer Geiß und der Rindlein hüteten, kam ein Mädchen aus dem Dorf auf ihre Wiese mit der Botschaft: ihre Mutter, Marquardten Marei, lag im Sterben, und sie sollten, so schnell sie laufen möchten, heimkehren. Da sprang das Mineli laut schreiend vom Grafe auf, setzte den Johanneslein an einen Baum und das Mareieli dazu und lief selbster mit dem Marquardtlein über die Acker heimwärts. Schon von weitem sahen sie die vielen Leut, die das Haus umstanden, hinein- und herausgingen und sich beredeten. Da waren sie im Nu an der Tür und im Haus, durch den Gang und die Stube in der Kammer und am Bette, und da — lag die Mutter, weiß wie ein elfenes Bildlein in den Linnen. Die Arme hingen ihr schlaff und tot über die Decke herab. Als sie die Kinder vernahm, bewegte sie ein wenig das Haupt zur Seite, nach ihnen zu sehen, und warf ihnen nur einen sterbenstraurigen Blick zu, daß ihr Gesicht zuletzt vom Weinen überfloß, sie es aber nicht bedecken noch trocken, noch auch ein Wort sagen konnte. Also grausam hatte sie der Schlag gerührt, daß ihr Zunge und Mund und alle Glieder gelähmt waren, der Vetter Doktor aber, den die Weiber in Eile geholt und der ihr zu Ader gelassen, an ihrem Aufkommen zweifelte.

Da gingen die Rindlein hinaus, nahmen sich an der Hand, alle fünf, setzten sich an ein Hölzlein und weinten bitterlich. Gegen Abend aber, da es kühl wurde, kamen etliche aus dem Dorf des Weges. Die nahmen sie mit sich und gaben ihnen zu essen . . .

Acht Wochen ging es, daß die Marei so lag, und konnte sich weder rühren noch roden, mochte weder reden noch schreiben. Die Augen aber redeten allein, und was sie sagten, war Angst und Qual. Der Marquardt und die Kinder pflegten die Kranke, so gut es ging, wenn sie gleich nicht wußten, woher die Medizin und das Fleisch und die Suppe nehmen, noch womit den Herd heizen. Konnte der Marquardt doch weder ins Holz noch ins Heu noch sonst dem Brote nach, und wäre doch so not gewesen. Hin und wieder kam es wohl, daß ihnen die alte Frau Annmännin ein Stück Fleisch oder gar einen Braten hinüberschickte. Ein ander Mal aber blieb es bei ein paar Kartoffeln, also daß sie in einem ungleichen Wesen lebten, bald darben und bald Ueberfluß hatten, wie an Nahrung des Körpers, so auch an Hoffnung der Seele.

Dem mit der Marei ging es diese Tage seltsam auf



Eugène BURNAND, Bressonnaz und Paris

*CHRISTUS*

Teilstück aus der Komposition « Die Bergpredigt » für die  
Glasmalereien der Kirche von Herzogenbuchsee.

Aus dem Prachtwerk « Die Bergpredigt » illustriert von Eugen Burnand (Basel,  
Ernst Finckh, Verlag, 1914).

und ab. Und eines Mittags, da der Marquardt mit den Kindern bei Tische saß, vernahmen sie plötzlich aus der offenen Kammertür ein Rufen: „... Mareia!“ Aufspringen da Vater und Kinder und stürzen hinein in die Kammer vor das Bette und wissen sich nicht zu fassen noch zu halten vor Freude über dies erste Wort der Mutter seit endlosen Tagen... Und war doch nur ein Wort des Schmerzes gewesen, wie sie's zeitlebens so oft im Munde zu führen Ursache gehabt, der Seufzer: „Jesus Mareia!“ Und als sie den Better Doktor holten, ihm von ihrer Hoffnung zu erzählen, da sah er sich die Marei nur an, lange, prüfend, und die Augen standen ihm groß und ernsthaft hinter der schimmernden Brille. Dann schüttelte er langsam und nachdenklich den Kopf, nahm den Marquardt bei Seite und sprach ihm zu: Es könne noch lang gehen mit der Marei — so oder so — und der Marquardt sei auch keine Kranken Schwester und im Haus und Dorf keine Pflege. Drum wäre's gut, die Marei käm' in den Spittel zu Münsterlingen. Da wäre sie versorgt. Er aber, der Marquardt, könnte dem Brote nach, was auch not sei.

Also kam der Sonntag heran, da die Marei Abschied nehmen sollte von Haus und Hof und Mann und Kindern und allem, was ihr im Leben zu Lieb und Leid gedient hatte. Und es war ein herrlicher heißer Sonntag im Juli, da die Luft still steht gegen Mittag, die Fliegen summen und die Vögel sich stille halten im Laube, also daß man durch die offenen Fenster von der Kirche herüber die Orgel vernimmt und das Singen der Kinder. Hinter den hohen leuchtenden roten Geranien in der Kammer aber schlummerte und träumte leicht in weißen Rissen die Marei, und verlorene Sonnensäden woben ihr goldene schlankte Strählein und keine Brücklein zum blauen blendenden Himmel, der still durch die Laubbäume und Büsche in die Kammer hereinkam. Dann aber schwebte plötzlich durch die Stille der Ton einer Glocke nieder, einsörmig mahnend fort und fort, bis die Marei die Augen aufschlug und, erwachend, sich wieder erdwärts bei den Thren fand. Durch die offene Kammertür aber zog in lieblichen Schwaden ein leichter Bratengeruch herein, daß sie sich zu wundern begann. Und dann trat der Marquardt zu ihr, nahm sie wie ein Kind in seine harten starken Arme, kleidete sie an und trug sie in die Stube in den Lehnstuhl und zu Tische, wo die Kinder schon still und etwas bedrückt des Essens harreten. Die alte Frau Ammännin hatte zu heute gar einen ganzen Kalbsbraten und reichlich Grüngemüse herübergesandt, also daß der Kinder Traurigkeit nicht lange ihrem Hunger standhielt und sie sich bald mit ganzem Ernst der fest-täglichen Kost hingaben. Soviel aber auch der Marquardt die Marei zum Essen nötigte, sie wollte nicht,

rührte nichts an, wiegte nur immer leicht den Kopf, sah die Kindlein immer wieder eins nach dem andern mit weiten offenen Augen an, sie gleichsam mit den Blicken streichelnd, da ihr solches mit den Händen zu beginnen verwehrt war. Etliche Male auch sah sie den Marquardt an und schüttelte leise den Kopf, wenn er, die Augen immer wieder gar kurz von ihr abwendend, dies und jenes geschäftig besorgte, als suche er Gedanken zu entgehen, die überall und auch aus ihren Augen auf ihn lauerten.

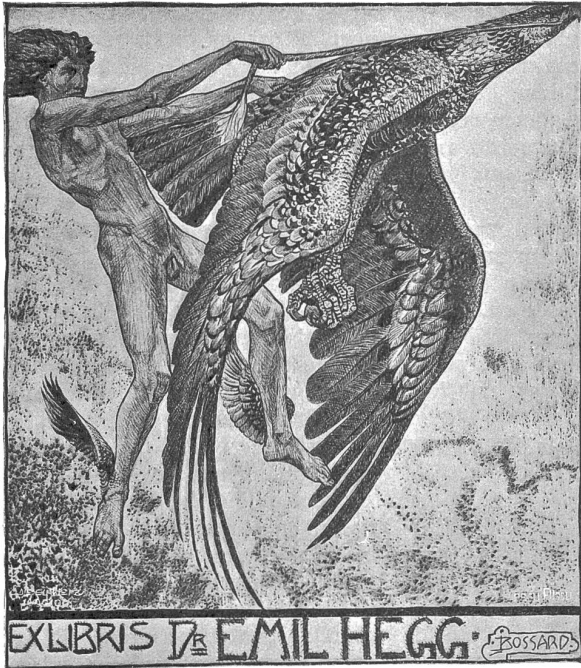
Und dann fuhr auf einmal ein Wagen vor dem Hause an. Der Better Doktor trat in die Stube und sagte: „Es ist Zeit!“ Da nahm der Marquardt wiederum die Marei wie ein Kindlein auf seine Arme und hob sie hoch und fest an sein Herz, also daß sie es tief aus der Brust ihr entgegen stampfen und stöhnen hörte, ihr Haupt zu ihm hinsank und sie aus Tränen zu ihm auflächelte. Er aber trug sie langsam und mit Sorgfalt über die Schwelle und den Gang hinaus in den Wagen und bettete sie sanft in die Ecke des Sitzes. Sein Gesicht aber sah dunkel vor Gram und aus tiefen Runzeln zu ihr nieder. Ringsum aber standen die Dörfler und ernst, wie bei einem Begräbnis. Und ging eines nach dem andern zum Wagen hin und suchte nach der niederhängenden Hand der Marei, um mit ihr noch einen letzten Gruß und ein letztes Wörtlein zu haben. Denn sie waren ihr alle gut. An des Langen Haus aber, ungesehen von allen, leuchtete ein roter Haarschopf — der Lang, der hinüberstarrte nach dem Wagen. Und es war ungewiß, ob er nur der Base hüte, die da auch zum Wagen trat, daß sie der Marei nichts Teures auf den Weg gebe, oder ob sein Auge zwischen den



Jean Kauffmann, Luzern. Erstbrüch N. F. Ammann (Supferstich, 1908).

Rissen und Decken das blasse schmale Gesichtlein suche, das er so wohl gekannt. Unter der Tür des Ammannshauses breit auf der Stiege aber stand die alte Frau Ammännin, im schwarzen Sonntagsstaat mit der schweren goldenen Kette über dem Nieder, und sah hinüber trockenen Auges und fast hochmütig. Wie oft hatte sie der Marei dies Elend vorausgesagt und erzählt; nun aber es da war, mußte man es ertragen!

Wie jedoch der Wagen ins Fahren kam und die Kindlein an der Straße aufschrieten: „Mutter... Mütterlein!“ — da begannen die Weiber der Nachbarschaft laut zu flennen; die Männer aber drehten sich um und gingen, daß man ihnen nicht in die nassen Augen gaffe. Und der Fuhrmann gab dem Köhlein einen Zwick, daß es in leichtem Trabe anzog; denn er wollte dem traurigen Spiel entfahren. Da aber liefen die Kindlein so hurtig sie mochten hinter dem Kütschlein her die staubige Straße hinaus durch Felder und Wiesen und Aecker und riefen immerzu nach: „Mutter



Johannes Bollard, Zug-Hamburg. Exlibris Dr. Emil Hegg (Radierung).

... Mütterlein!" bis zum Holze, da ihnen das Gefährt entchwand und nur noch der Kuckuck, ihrer spottend, Antwort gab.

Als der Marquardt in sein Haus zurückkehrte, war ihm wie einem Baume, von dem sein ganzes Erdreich gewichen, also daß er nicht weiß, wie fallen noch stehen. Ratlos stand er inmitten seiner Kinder, und sie wußten nicht wo aus und ein, als wäre mit der Mutter Gegenwart auch Haus und Heimat von ihnen gegangen. Dann lief der Marquardt hinaus ins Land unter die Bauern, zu schaffen und zu markten um sein Brot und des Glends zu vergessen.

Tagelang blieben nun die Kindlein allein, hatten weder Brot noch Trank, weder Holz noch Kartoffeln. Gingen sie aber vor Tag in den Wald Reisig sammeln und verpäteten die Schule, kamen sie gar übel an beim Lehrer. „So kommt das Frauelein und das Männlein!“ pflegte der mit grimmigem Humor die beiden Großen zu empfangen. Und da half dann kein Reden noch Bitten gegen seinen handlichen Haselstecken. Wuschen sie aber Erdäpfel am Brunnen oder Bohnen, kamen auch gleich die Nachbarweiber zu schauen, ob es etwa nicht solche aus ihrem Garten wären. Brachte die Bas gar hin und wieder ein halbes Brot hinüber, schimpfte der Lang und tobte, daß sie ihm Gut und Nutzen an das „Paar“ verschleudere.

So ging es den Kindlein der Marei eine Weile wie den Kirchenmäusen, nämlich nach dem Sprüchlein: Wo der Wirt hart ist, hungern die Mäuse. Denn die Herzen der Dörfler waren hart und abgeschliffen, wie der Sandsteinboden ihrer Kirche. Ob ihnen auch die Not der Kleinen offenbar war, sie unternahmen nichts dawider, als daß sie hinter den Wirtstischen Maul und Hände gegen den Marquardt erhoben und den Am-

mann feinetwegen aufs neue plagten. Als die Nachbarinnen eines Tages die Kinder wieder dabei erwischten, daß sie am Brunnentrog Kartoffeln wuschen, obgleich im ganzen Marquardtengarten keine Staude mehr stand, nahmen sie die Kleinen in ein scharfes Verhör. Und ob die auch unter Weinen beteuerten, sie hätten die paar Kartoffeln neulich, da sie Hungers wegen noch einmal das Feld durchwühlten, gefunden, liefen die Weiber doch zum Ammann klagen: Es wäre nun Zeit, die Marquardtensinder bei rechtshaffenen Leuten unterzubringen, wolle man nicht allerhand Anehr und Schelmerei mit ihnen erleben, und gleich erbot sich auch des Schuhmachers Alte um ein „Bergelt's Gott!“ und ein paar Bazen die Woche die Sach' mit den Kindern auf sich zu nehmen, was sie umso besser möchte, als sie keine eigenen hätte, die von den Marquardten angesteckt werden könnten. Eine Weile schien dies dem Ammann einzuleuchten, also daß er die Weiber eine nach der andern mit seiner Brille nachdenklich ansunkelte und schwieg. Endlich aber schüttelte er den Kopf und bedeutete ihnen, es gehe nicht an, die Kinder zu versorgen und den Alten wegzunehmen, solange die Marei noch lebe. Und wenn sie schon so gut wie tot wäre — und das wisse er, der Doktor, wohl am besten — so sei eben das Geseß ein Buchstab und ein Abc, das man nicht rückwärts lesen könne und dürfe. Nach dieser wohlbedachten Rede erhob sich der Ammann und wollte eben den Frauen mit modischer Reverenz die Tür aufstun, da trat des Pfarrers Köchin vor und hub an, denn sie galt etwas beim hochwürdigen Herrn Pfarrer und also der ganzen Gemeinde: der Marquardtlein, und das wäre ein rechter Spitzkrämer und Malefiz, vor dem sogar in des Pfarrers Garten kein Zwetschgenbaum sicher stünde. Und der hochwürdig Herr Pfarrer habe schon gesagt, es wär' an der Zeit, daß sich die Verwandten des Marquardt um das geistig und leibliche Heil der Kinder bekümmerten. Dazu nickte des Pfarrers Köchin heftig mit dem Kopfe, und die übrigen Weiber nickten mit und sahen den Ammann grad und scharf an, denn er war im vierten Glied mit der Marei noch verwandt. Der aber zog die Mundwinkel herab, daß der Schnurrbart gar grämlich niederhing, und seine Brille schimmerte, und sein Blick schien eine jede alle einzeln in den Grund bohren zu wollen. Dann meinte er kurz zur Pfarrersköchin: es wäre nun genug Redens und er, der Ammann, werde schon sehen, was da von Amtes wegen und auch sonst zu machen sei. Und schon stand die Tür der Amtsstube sperrangelweit offen, also daß die letzten Worte noch in den Gang hinaushallten, wo die alte Frau Ammännin irgendwo mit den Schlüsseln rasselte, also daß die Weiber sich nicht länger zu verweilen getrauten. Denn so wenig sie den Ammann, der es mit allen Weibern des Dorfes und drüber hinaus gut konnte, fürchteten, so hatten sie doch vor der alten Ammännin als einer resoluten Person einen Respekt. Am Abend aber trug des Ammanns Jüngster einen langen Brief ins Pfarrhaus, den der hochwürdige Herr gar nachdenklich und andächtig las, ehe er weit ausholend mit der Feder dem Schriftstück seinen Namen untersekte.

Andern Mittags aber, als der Marquardt wieder

einmal zu Hause war, erhielt er den Besuch des Ammanns, der ihm ohne weitere Umschweife dasselbe Schriftstück zu lesen gab, auf dem, gezeichnet vom Pfarrer und ihm selbst, dem Ammann und Better Doktor, die Leidensgeschichte der Marei und ihrer Kinder Not geschrieben stand. Wieder und wieder las der Marquardt die Epistel, und war ihm ein widerwärtig und sonderbar Gefühl, seine Not also mit Tinte geschrieben und gezeichnet zu finden und den Leuten preisgegeben als wie ein nackter und ausgeplünderter Wandersmann. Mit Unwillen meinte er endlich: „Es ist ein Bettelbrief!“ Da antwortete der Ammann: „Wohl, Marquardt, es ist aber dein Bettelbrief, deiner und der Marei ihrer Kinder. Schick nur eines damit das Land hinauf, es wird schon nützen, er ist ja von uns beiden, dem Pfarrer und mir, gezeichnet!“ Noch einmal brauste da der Marquardt auf: er hätte niemanden um was angegangen, noch einen angebetelt, ihn und den Pfarrer zulegt. Aber der Ammann blieb ruhig und meinte nur: „So es Euch lieber ist, daß man die Kindlein von Amts wegen versorge ...“ „Versorgen!“ Dem Marquardt war, als spalte sich vor seinen Augen die Wand und dahinter rasselte es mit Ketten und der Himmel schaue durch vergitterte Eisenstäbe ... „Versorgen!“ Es klang wie Tobel und Zuchthaus und Galgen und war ihm, als vernähme er fernher aus dem Boden ein Winseln und Wimmern um Brot und Wasser und nach Vater und Mutter, und es waren seine und seiner Marei Kinder, die da wimmerten. „Versorgen!“ Es klang wie Rutenstreich, wie der Art Hieb, der Stamm' und Wette niederbricht, und brach auch seinen Stolz nieder, daß er sich's eingestand: sie würden es tun, der Ammann, der Pfarrer, die Dörfler, alles würden sie tun wider ihn und nicht ruhen, bis er am Tode läg', wie die Marei, oder an der Kette, wie der Krenschensapp, der den Senn erschlagen. Was hatte er ihnen denn getan und verbrochen, daß sie also wüteten gegen ihn wie wilde unvernünftige Tiere? So sprach der Marquardt zu sich und ergab sich dem Schmerze, indes der Ammann längst gegangen. Andern Tags aber wanderte das Mineli mit dem Brief ins Oberland hinauf. Und um ihm den Schimpf des Wortes wenigstens zu ersparen, folgte der Marquardt geistlichem Beispiele, indem er einer schimpflichen Sache einen ehrenwerten lateinischen Titel gab und sein Kind nicht „Betteln gehen“, sondern „kollektieren“ hieß.

So machte das Gerücht von dem Unglück der Marei und der Not ihrer Kindlein seinen Weg allmählich durch den ganzen Gau auf- und niederwärts, und was da noch an mildtätigen Herzen und Händen war, die taten sich auf und ließen das Kind nicht anders denn reichlich beschenkt. Viele aber waren auch, die fragten es nach der Geschichte seiner Leiden, der großen und kleinen, damit sie der Rührung genössen und mitleidiger Tränen, wie dies die Art vieler Frauen ist, also daß sie es weiter der Nachbarin und den Freunden und Verwandten erzählen können und zulegt daraus ein ganzes Gewebe von Mären und Geschichten entsteht.

Von diesen Mären und Geschichten wanderte auch einiges mit den Kranken in den Spittel zu Münsterlingen, da die Marei lag, ohnmächtig jeden Wortes und

Winkes und bereit zum Sterben. Wie man sie da fern von ihren Kindern und von Haus und Hof und Gatten niedergelegt, hatte sie die Kraft und die Erinnerung für all das verlassen, um was sie gelebt und gelitten und wohl auch fürder hätte leben und leiden sollen. Sie ergab sich ihrem Zustande, und das war der Tod, ob ihr Aug und Ohr auch noch zu wachen und das Herz zu schlagen schienen. Wie sie aber so lag, starr und weiß und ohne Bewegung, wie der Tod selber, wartete man jeden Tag und jede Stunde auf ihr stilles Erlöschen und Ableben. Da aber trat eines Tages jene Mär an ihr Bette, seltsam gemischt und aufgepußt aus Eigenem und Fremdem. Daraus aber sah sie der Kinder Leiden groß und mahnend und die grenzenlose Verlassenheit des Marquardt klagend an, daß sie aufschraf aus ihrer Erstarrung. Und obwohl sie keines Wortes noch einer Hand mächtig war, fing ein gewaltiger und starker Wille an sie zu besitzen und beleben, daß sie aus dem Scheintod, in dem sie gelegen, mit Gewalt wieder ins Leben zurückwollte. Und ihr war, als hätte sie noch was zu vollenden und was abzubüßen, und mit einem Male packte sie eine große Angst und Haft, sie möchte zu dieser Vollendung und Buße zu spät kommen. So fand sie der Better Doktor eines Morgens, da er gen Münsterlingen in den Spittel der Kranken seiner Gegend pflegen kam, rot und heiß



Hloys Balmer, Luzern-München. Exlibris Emanuel O. Falkeisen (zweifarb. Zintographie).

vor Aufregung und einem Schläge nah — oder schon hinter ihm. Denn, was das Wunderbarste war, die Marei war ihrer Sprache wieder mächtig; einzelne Worte, ja ganze Sätze und Reden zwängten sich, mit Mühe zwar, über ihre Lippen, und es war dem Better keineswegs ein Fest, da sie ihm begann von ihren Kindlein zu sprechen und zu fragen, wie's ihnen ging' und was nun Wahrheit wäre. Da half es ihm denn wenig, daß er nach der Weise des Arztes zu verträsten und beruhigen suchte, ihr gar die Aufregung verbieten wollte. „Better,“ sagte da die Marei langsam, „schimpft nicht! Ich weiß — ich kann's nicht mehr lange — ich muß noch einmal auf — noch einmal heint, zum Marquardt — zu den Kindlein. . . Dazu helfst mir, Better!“ Da schüttelte der Better lange und nachdenklich den Kopf; denn es wollte ihm nicht eingehen, daß die Marei nach dem Marquardt und ihrem Heim und Elend verlange. Aber er verschrieb ihr etwas Lateinisches auf

einen weißen Zettel und meinte: Wenn sie's denn so genau merke, wie's mit ihr wäre, so wolle er ihr um der Kirche und ihrer Kinder willen nicht davor sein und ihr ein Mittel geben, nach dem sie noch einmal für eine Weile das Leben gewinne. Danach aber möge sie sich keine Hoffnung mehr machen. Bei den letzten Worten sah er, wie die Marei die Augen leicht schloß und unter ihren braunen seidigen Wimpern langsam schwere Tropfen hervorquollen. Ein Mitleid wollte ihn anfassen, daß er ihr noch etwelches zum Troste sage, und fand doch nichts als einen verlegenen Seufzer und ein nachdenklich und bestätigend „Ja, ja!“ Da aber schlug die Marei den Blick zu ihm aus nassen schwermütigen Augen auf und sprach: „Laßt's nur, Better — 's ist Euer Amt, daß Ihr uns das Sterben leicht — und das Leben schwer machet!“ Und da der Better Doktor nichts dawider zu sagen wußte, ging er von ihrem Bette. (Schluß folgt).

## Schweizerische Exlibriskunst der Gegenwart.

Mit vier Kunstbeilagen und über fünfzig Reproduktionen im Text.  
(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.

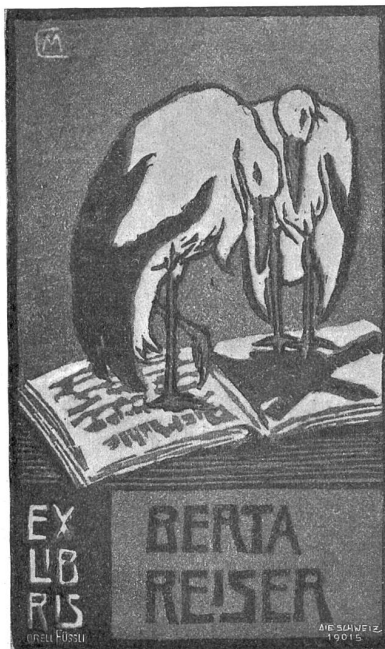
Luzern besitzt in Jean Kauffmann einen trefflichen Kupferstecher, der die Heraldik meisterlich versteht. Durchgehen wir seine Blätter, die sich der Zahl 50 nähern, so erkennen wir deutlich, daß die Stärke seiner künstlerischen Begabung auf dem Gebiet der Wappenkunde liegt (vgl. Abb. S. 151). Besonders auch sein schon oft abgebildetes Blatt „Otto Südter“ ist in seiner Art vollendet. Ein Heraldiker, der seinen zahlreichen Exlibris ein ganz einzigartiges persönliches Gepräge zu leihen vermag, ist Moys Balmer, München. In archaisierender Formensprache weiß er durch figurliche Staffage auf originelle Weise eine nahe Beziehung des Exlibris zu seinem Besitzer herzustellen, diese mit dem Wappenschild besiegelnd. So stellt er in dem S. 153 abgebildeten Blatt des Baslers E. D. Falkenstein die drei markantesten Gestalten seiner Ahnen in den Raum, zu ihren Füßen das Familienwappen, im Hintergrund die Türme und das Wappen Basels\*).

Einzelne beachtenswerte Blätter haben radirt: Th. Nager, Ed. Renggli, Jos. v. Moos und D. Landolt. Moys Truttmann, Sarnen, und E. Huber, Altdorf, haben im Stil vergangener Zeiten mehrere sehr gute Exlibris entworfen. Moys Truttmanns eigenes Wappenblatt ist vorzüglich zu nennen.

Aus Zug gebürtig ist Johannes Bossard, Hamburg (Abb. S. 152). Seine Radierungen bekunden, daß ein hervorragender Bildhauer und ein tiefer Denker bei ihrem Entwurf am Werke war. Etwas Großzügiges

und Kühnes zwingt seine Gedanken in scharf umrissene herbe Form. Das Liebliche, das anmutig Zarte findet wohl kaum einen Interpreten an ihm. Man fühlt, Bossards Phantasie strebt in geistvollen Motiven nach der Symbolik der Kraft, der er in figürlicher Darstellung monumentale Gestalt zu schaffen vermag. Seine verschiedenen Ärzte-Exlibris, für die er immer wieder eine neue prägnante Fassung findet, sind Beweise für Bossards unerschöpflichen Ideen- und Formenreichtum.

St. Gallen — wo vor Jahren Salomon Schlafer mit seinen innig empfundenen heimeligen Bibliothekzeichen die Freude an der Exlibriskunst hob — besitzt drei vorzügliche Exlibrisradierer. In Conrad Straßer (Abb. S. 155) lernen wir einen tüchtigen Landschaftler kennen und schätzen. Etwas Wohltuendes geht von seinen Blättern aus, denen in hohem Maße eine malerische Wirkung eigen ist, die selbst in seiner farbigen Radierung nicht übertroffen werden kann. In diesen Landschaftsstudien steckt lyrischer Stimmungsgehalt. Daß Straßer auch im Figürlichen ein sicherer Zeichner ist, beweist sein großes für einen Förster bestimmtes Blatt mit dem balzenden Auerhahn . . . Aus den Radierungen Friß Gilsis (Abb. S. 156 f. \*) spricht eine ausgeprägte Persönlichkeit. Ein grüblerischer Geist lebt in ihnen, der nicht ruht, bis er auf dem kleinen Raum des Exlibris symbolisch ein Lebensrätsel gelöst hat. Da ist kaum ein Blatt, das nicht in streng geschlossener Komposition von dieser geistreichen



Martha Cunz, St. Gallen. Exlibris Berta Reiser (zweifarb. Holzschnitt).

\*) Weitere Proben von Exlibris Moys Balmers s. „Die Schweiz“ XIV 1910, 498.

\*) Für den noch zu wenig bekannten Radierer Friß Gilsis vgl. auch „Die Schweiz“ XVI 1912, 515/25.